



39

PROMIS AM OPEN AIR

Wir stehen mitten in der Festival-Saison. Obwohl es da meist locker und auch schlammig zu- und hergeht, gibt es Besucher, die auch an einem solchen Anlass chic aussehen möchten. Nicht nur Daisy Lowe (Bild), britisches Model und Schauspielerin.

43

ERNÄHRUNGSWAHN

Gestern war Fett des Teufels, heute Zucker, und Fleisch ist sowieso nie gut. Die Manie ums Essen hat breite Bevölkerungskreise erfasst. Was aber gesunde Ernährung ist, kann die Wissenschaft nicht sagen, behauptet ein Kritiker.

37



GUSS MIT GENUSS

Das Regenwetter der letzten Tage hat sie vorübergehend überflüssig gemacht. Schade, denn der Umgang mit der Giesskanne kann einem viel Vergnügen bereiten.

Wie haben Sie das gemacht?



«Ich habe noch eine Ahnung, wie der Pilatus aussieht, Menschen kann ich mir aber keine mehr vorstellen»: der als Jugendlicher erblindete Hansburkard Meier bei seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Klavierspiel.

Bild Corinne Glanzmann

GEBURTSTAG Er schloss mit 21 Jahren das Konservatorium ab, war Semilehrer in Hitzkirch, arbeitete als Entwicklungshelfer in Afrika – und Hansburkard Meier ist seit jungen Jahren blind. Heute Sonntag wird er 90 Jahre alt.

INTERVIEW PIRMIN BOSSART
piazza@luzernerzeitung.ch

Sie leben gerade allein in Ihrer Wohnung, da Ihre Frau im Spital ist. Wie kommen Sie zurecht?

Hansburkard Meier: Mittags erhalte ich das Essen vom Mahlzeitendienst, das Morgenessen mache ich selber, abends esse ich sowieso nichts. Alle 14 Tage kommt eine Frau, die den Haushalt macht. Meine Nichte besorgt mir die Wäsche, Nachbarn helfen mir beim Einkaufen. So kann ich mich allein behaupten. Im Alter muss man auf alles gefasst sein. Meiner Frau geht es zum Glück nicht schlecht. Sie wechselt demnächst in die Rehabilitation.

Sie sind 90 Jahre alt und blind. Wie verbringen Sie Ihren Alltag?

Meier: Drei Haupttätigkeiten gliedern meine Tage: üben, lesen und längere Spaziergänge. Der Tag beginnt mit einer halben Stunde Gymnastik. Stehend, liegend, auf dem Bauch, der ganze Körper wird beansprucht und trainiert. Dann übe ich anderthalb Stunden Klavier. Viel Zeit verbringe ich mit dem Lesen. Ich gehöre wohl zu den eifrigsten Lesern der Blindenbibliothek Zürich. Wenn es das Wetter erlaubt, gehe ich bis zu zwei Stunden auf längere Spaziergänge in der Umgebung.

Wie bewerkstelligen Sie das – allein?

Meier: Wenn ich hier in Baldegg aus der Klosterherberge trete, bin ich sofort im ländlichen Gebiet. Ich muss keine Dörfer durchqueren. Auf den Landsträsschen ziehe ich den Langstock der Gasnarbe entlang, so orientiere ich mich.

Sohn eines Schriftsetzers

ZUR PERSON Hansburkard Meier wurde am 17. Juli 1926 in Emmenbrücke geboren. Sein Vater war Schriftsetzer beim «Luzerner Tagblatt». Anfang der Primarschule machte sich die Netzhautkrankheit bemerkbar. Als Jugendlicher erblindete Meier gänzlich. Trotzdem absolvierte er in Rekordzeit das Konservatorium Luzern mit dem Klavierlehrerdiplom und bildete sich dann zum Konzertpianisten weiter. Von 1961 bis 1991 arbeitete er als Musiklehrer am Lehrerseminar Hitzkirch und schrieb Konzertkritiken für Luzerner Zeitungen. Von 1974 bis 1976 und 1981 bis 1983 wirkte er als Entwicklungshelfer in der Elfenbeinküste und in Burkina Faso. Hansburkard Meier lebt mit seiner Frau Maja, geborene Ming, mit der er seit 1954 verheiratet ist, in der Klosterherberge Baldegg. Das Paar hat einen Sohn (der 45-jährige Silvan Meier arbeitet bei der Wettbewerbskommission Weko in Bern) und zwei Enkeltöchter.

Wie machen Sie es, wenn Sie eine Strasse überqueren müssen?

Meier: Aufpassen und horchen. Gefährlich ist es, wenn es windet. Der Wind übertönt andere Geräusche. Für Sehende ist das, als ob sie geblendet würden.

Sie sind als Jugendlicher erblindet. Erinnern Sie sich noch an das Sehen?

Meier: Ich habe noch eine Ahnung, wie der Pilatus aussieht. Auch der Blick vom Seelisberg auf den Vierwaldstättersee ist mir irgendwie in Erinnerung geblieben. Interessanterweise ist meine Farbvorstellung noch sehr vital. Ich kann geistig verschiedene Farben erkennen. Hingegen kann ich mir keine Menschen vorstellen.

Wie nehmen Sie die Menschen wahr?

Meier: Ich konnte schon mit 15 Jahren ein Gesicht nicht mehr sehen. Ich beurteile einen Menschen allein nach seiner

Biografie zum runden Geburtstag

BUCH Der Engelberger Schriftsteller Dominik Brun hat zum 90. Geburtstag von Hansburkard Meier eine Biografie mit dem Titel «Sehen Sie wirklich gar nichts?» verfasst. Brun hat Meier während Monaten besucht, mit ihm Gespräche geführt, ihn bei Wanderungen und an Jassnachmittage begleitet. Entstanden ist ein faszinierendes Porträt über einen Menschen, der seinen Weg dank Selbstvertrauen, Begabung, Willenskraft und nicht zuletzt dank seiner Frau Maja gefunden hat (Buchvermessung ist heute, 11 Uhr, auf Schloss Heidegg).



HINWEIS

Dominik Brun, «Sehen Sie wirklich gar nichts?» – Hansburkard Meier, Edition Bücherlese, 192 Seiten, 38 Franken

Stimme und der Art und Weise, wie er spricht. Das ist besser als sehen. Ich habe sofort einen Eindruck eines Menschen, wenn ich ihn sprechen höre. Wenn die Leute wüssten, was sie alles verraten, wenn sie ihren Mund öffnen, würden sie wohl mehr schweigen.

Warum sind Sie erblindet?

Meier: Ich hatte eine Netzhautkrankheit, bei der die Netzhaut pigmentiert und das Sehen fleckenweise ausfällt. Schon als Bub konnte ich kein Gesamtbild mehr sehen. Es gab zunehmend leere Stellen. Bis in die 6. Klasse konnte ich mich durchmogeln, mit 12 Jahren konnte ich nicht mehr schreiben und lesen.

Trotzdem haben Sie mit Bravour die Schule abgeschlossen. Wie war das möglich?

Meier: Weil der Lehrer in Emmenbrücke

bei 42 Kindern in der Klasse nicht noch speziell auf mich eingehen wollte, habe ich eine Privatschule in Luzern besucht. Ich war ein hörender Schüler. Meine Mutter hat mich stark unterstützt. Sie las mir alles vor, was es zu wissen galt. Auch die Aufsätze habe ich ihr diktieren. Wenn man solch ein Handicap hat, entwickelt man andere Qualitäten.

Wie haben Sie Ihr grosses Talent für die Musik entdeckt?

Meier: Als Primarschüler habe ich mit der Handorgel begonnen. Am Anfang konnte ich die Noten noch verschwommen wahrnehmen, bis ich sie nicht mehr sah. Aber ich hatte ein Talent: Ich habe sehr schnell auswendig gelernt. Nach zwei-, dreimal spielen hatte ich die Stücke intus. Als ich einmal bei einem Chiropraktiker vorspielte, der hörte, dass ich Musiker werden wollte, sagte er zu meiner Mutter: Der Bub ist sehr musikalisch, keine Frage. Aber vergessen Sie die Handorgel und kaufen Sie ein Klavier.

Gesagt, getan: Aber wie haben Sie sich das Klavierspielen beigebracht?

Meier: Die Mutter musste mir Takt für Takt erklären, wo die Noten liegen, wie sie aussehen, welche Zeichen da noch sind. So habe ich die Stücke auswendig gelernt. Dann hatte ich das Glück, dass ich zu Johann Friedrich Bucher in den Unterricht konnte. Der blinde Musiker und Komponist in Luzern war ein renommierter Organist. Dass ich zu ihm konnte, war einer der bewegendsten Momente in meinem Leben.

Wie lief der Unterricht ab?

Meier: Jeden Montagmorgen hatte ich Klavierstunden bei ihm. Es dauerte den ganzen Vormittag. Ich habe schon damals über das Radio intensiv die Kriegsnachrichten verfolgt und mir das Wichtigste notiert. Da Bucher so beschäftigt war und keine Zeit hatte, die News zu verfolgen, habe ich ihm die ersten anderthalb Stunden einen Wochenrückblick gemacht. Dann ging es zum Unterricht. Bei ihm lernte ich die Blindenschrift. Nach sechs Wochen habe ich bereits neue Stücke selber einüben können.

Fortsetzung auf Seite 37

Fortsetzung von Seite 35

Wie haben Sie das gemacht?

Sie gingen dann schon sehr früh an das Konservatorium Luzern.

Meier: Das habe ich auch Bucher zu verdanken. Nach zwei Jahren Unterricht sagte er mir einmal: Ein gebildeter Mensch muss Französisch können. Geh an die Blindenschule in Lausanne, lerne Französisch, und wenn du zurückkommst, kannst du ans Konsi.

Und das ging dann so einfach?

Meier: Ich habe jedenfalls diesen Weg gemacht, und das ziemlich schnell. Nach ein paar Monaten Konsi hatte ich das Gefühl, dass das alles schneller gehen müsste. Ich fragte den Direktor, ob ich den Theoriestoff der nächsten drei Jahre nicht in einem Jahr machen könnte. Am Ende habe ich mit 21 Jahren als diplomierter Klavierlehrer abgeschlossen. Für das Lehrdiplom brauchte ich zwei statt fünf Jahre.

Waren Sie ein Wunderkind?

Meier: Nein, ich bin kein Wunderkind. Ich habe nicht das absolute Gehör. Ich bin ein Chrampfer und habe mir alles hart erarbeitet. Auch hatte ich immer eine grosse motorische Begabung. Diese Fingerfertigkeit hat mir sehr geholfen. Nach dem Konsi machten wir sofort ein Inserat: «Eidgenössisch diplomierter Klavierlehrer gibt Unterricht». Nach zwei Tagen hatte ich die erste Schülerin, ein paar Monate später waren es 15.

Wie wurden Sie Konzertpianist?

Meier: Meine Klavierlehrerin ermunterte mich, weiter zu studieren. Die Chance kam, als der bekannte Pianist Sava Savoff nach Luzern wechselte. Bei ihm absolvierte ich das Konzertdiplom. Ich musste 12 grosse Werke und drei Klavierkonzerte im Repertoire haben. Meinen ersten Klavierabend gab ich in der Turnhalle Emmenbrücke. Bald hiess es: Warum spielst du in einer Turnhalle? Du gehörst ins Kunsthaus!

Und so kam es auch?

Meier: Ich habe überall in der Schweiz an renommierten Konzerten gespielt.

Meine Frau Maja, die ich 1949 kennen lernte, hat mir dabei sehr geholfen. Sie hat mich vorwärtsgedrängt und die Konzerte organisiert. Damit es finanziell aufging, hat sie die grossen Firmen am jeweiligen Auftrittsort angeschrieben, ob sie Tickets für ihre Mitarbeiter kaufen würden. Die Billette hat sie persönlich vorbeigebracht. Zudem organisierte sie Klavierabende an Schulen und Internaten. Mit diesen Einkünften haben wir wiederum die öffentlichen Konzerte finanziert.

Trotzdem sind Sie dann Musiklehrer am Lehrerseminar Hitzkirch geworden und haben den Konzertbetrieb aufgegeben. Warum?

Meier: Es war die Zeit des Lehrermangels, an den Seminarien verdoppelten sich die Klassen. Franz Dilger, der Rektor des Lehrerseminars Hitzkirch, wurde verschiedentlich auf mich aufmerksam gemacht und hat mich angefragt. Ich hatte fast einen Herzstillstand vor Freude. Jetzt konnte ich wieder machen, was ich am liebsten tat: unterrichten. Zudem bedeutete diese feste Anstellung auch eine finanzielle Sicherheit. 1963 spielte ich mein letztes Konzert im Kunsthaus Luzern, ein Beethoven-Programm.

Hat sich Ihr Musikgeschmack über die Jahrzehnte verändert?

Meier: Ich bin musikalisch ein Romantiker. Die grossen Komponisten, die für das Klavier wichtig sind, sind meine Lieblinge geblieben: Schubert, Chopin, Beethoven und Debussy. Mozart war einfach zu schwierig. Auch für Bach fehlte mir die Fingerfertigkeit. Heute, da ich viel übe, ginge es vielleicht wieder.

Jazz hat Sie nie interessiert?

Meier: Jazz war die «Negermusik aus Amerika». Es gab kaum Gelegenheit, sie zu hören. Schallplatten gab es erst, nachdem ich das Konsi gemacht hatte. Man war damals sektiererisch. Kein Lehrer hat sich für Jazz interessiert. Erst viel später hat man den Wert dieser Musik anerkannt. Es gab ein paar Schüler, über die ich den

Jazz ein wenig kennen gelernt habe. Aber ich fand nie Zugang zum Klavierjazz.

Was sagen Sie zu Rock, Hip-Hop und anderer jugendlicher Populärmusik?

Meier: Ich stelle das Radio nicht unbedingt gleich ab. Aber ich höre mir das nicht an. Die 18-Jährigen mögen Freude daran haben. Aber mit 90?

Sie haben während 30 Jahren auch Konzertkritiken für die LNN und für das «Vaterland» verfasst. Wie haben Sie das technisch gemacht?

Meier: Meine Frau hat mir jeweils das Programm eines Konzertabends diktiert, und ich habe es in Blindenschrift festgehalten. Schon während des Konzertes und nachher im Auto habe ich im Kopf den Artikel formuliert, den ich am gleichen Abend in kürzester Zeit noch auf der «Hermes Media» getippt habe. Am andern Morgen bin ich früh aufgestanden und habe den Artikel noch korrigiert und ergänzt. Meine Frau schrieb ihn ins Reine und brachte das Manuskript auf den Zug als Expresspost.

1974 zogen Sie mit Frau und Sohn als Entwicklungshelfer in die Elfenbeinküste. Weshalb?

Meier: Das ist meine soziale Ader. Ich hatte mich früh für das Blindenwesen engagiert und war in Verbänden tätig. Oft sagte meine Frau: Du gehst zu viel an solche Sitzungen, du solltest besser üben. Jedenfalls hörte ich von Schülern am Seminar, dass die Caritas in der Elfenbeinküste eine Blindenschule gründen wollte und einen Projektleiter suchte. Ich ging nach Hause und sagte zu Maja: Was hältst du davon, ein paar Jahre in Afrika zu leben? Sie fand das gut. Also gingen wir.

Wie verlief Ihr Einsatz dort?

Meier: Zusammen mit einem jungen Lehrer-Ehepaar aus Schwyz, das sich eingehend mit der Blindenschrift befasste, packten wir die Aufgabe an. Die beiden bildeten schwarze Lehrpersonen in der Blindenpädagogik aus. Meine Frau

besorgte die ganze Administration und die Finanzen. Ich musste als Chef mit der Regierung und den Ämtern verhandeln. Wir bauten eine Schule mit Internat für 120 Schüler. Sehr oft waren wir im Busch unterwegs, wo wir blinde Leute suchten, um sie für die Schule zu gewinnen.

In den 1980er-Jahren waren Sie nochmals in Burkina Faso im Einsatz. Wie blicken Sie auf die Afrika-Zeit zurück?

Meier: Das waren die interessantesten Jahre meines Lebens. Afrika ist faszinierend. Wir hatten mit allen Kontakt, vom Staatspräsidenten bis zum ärmsten Bauern. Eigentlich machten wir dauernd Pannenhilfe und improvisierten. Ich habe auch blinde Erwachsene geschult und sie zu Telefonisten gemacht. Der erste blinde Priester überhaupt stammte ebenfalls aus unserer Schule.

Was haben Sie von diesen Afrika-Einsätzen mitgenommen?

Meier: Die Spontanität der Afrikaner und ihr Wille zur Entwicklung haben mich sehr beeindruckt. Wir waren dauernd mit Situationen und Überraschungen konfrontiert, im Guten wie im Mühsamen. So haben wir auch erfahren müssen, was Korruption bedeutet und wie gefährlich die Geldgier ist. Aber der Kontakt mit den Menschen, dieses Spektrum vom einfachsten Analphabeten bis zum Akademiker, das war faszinierend.

Wie denken Sie über die heutigen Migrationsströme?

Meier: Ich habe schon Verständnis, dass diese Menschen nach Europa wollen, aber es ist in dieser Anzahl auch problematisch. Wir brauchen Bildungs- und Berufsmöglichkeiten. Dass Tausende im Meer ertrinken, ist einfach fürchterlich. Wenn Leute fordern, dass man einen Hag um die Schweiz ziehen solle, denke ich: Die sollten sich besser einmal in die Situation dieser Menschen versetzen.

Haben wir heute eine bessere Welt als in den Jahren, wo Sie mitten im Leben standen?

Meier: Im Behindertenwesen ist es generell sicher viel besser geworden. Es gab damals keine IV. Andererseits hat die Entwicklung der Mobilität ihre Kehrseiten. Ich kann nicht mehr allein auf den «Seetaler». Es gibt keine Kondukteure mehr. Bis ich den Knopf gefunden habe, ist der

Zug schon wieder abgefahren. Und in Luzern ist der Lärmpegel im Bahnhof heute oft so gross, dass ich nicht mehr höre, wenn der Zug einfährt.

Haben Sie nie gehadert mit dem Blindsein?

Meier: Als Jugendlicher habe ich mich schon gefragt, warum Jesus ausgerechnet mich blind gemacht haben soll. In einer Bibelstelle heisst es: «Damit sich die Wohltat der Menschen an ihm kundtut». Das sagte Jesus auf die Frage, warum jemand blind sei. Ja, Herrgott, das hat mir gar nicht gefallen. Ich habe deswegen bis heute Chritz mit ihm. Will ein Blinder nur auf die Wohltat von andern Menschen angewiesen sein? Ich nicht. Ich habe anderen Menschen, insbesondere meiner Frau, sehr viel zu verdanken. Aber ich bin auch ein überzeugter Vertreter der Selbsthilfe und habe mich in entsprechenden Organisationen engagiert. Unter anderem war ich der erste Blinde, der im Vorstand des Blindenfürsorgevereins der Zentralschweiz Einsitz genommen hat.

Können Sie mit dem Glauben etwas anfangen?

Meier: Ich bin wohl zu wenig naiv, um glauben zu können. Aber ich bin auch nicht ungläubig. Ich respektiere, wenn jemand gläubig ist, eventuell beneide ich ihn sogar.

Sind Sie Atheist?

Meier: Nein, das ist mir zu blöde, da kann man ebenso gut an etwas glauben. Ich bin eher Agnostiker. Das Christentum an sich und seine Botschaft der Liebe finde ich eine grossartige Sache. Aber von der Kirche fühlte ich mich mit meinen Problemen früh ausgeschaltet. Ich bin dieser Institution gegenüber sehr kritisch eingestellt. Sie hat lange gesündigt, jetzt muss sie wohl büssen dafür.

Denken Sie manchmal darüber nach, was nach dem Tod kommen könnte?

Meier: Mit der Vorstellung, ewig im Himmel zu sitzen und Gott zu loben, kann ich nichts anfangen. Da finde ich die Seelenwanderung vernünftiger, zumindest nachvollziehbarer als das sogenannte ewige Leben, welches das Christentum verheisst. Was aber nicht heisst, dass ich meine, die Vorstellung der Seelenwanderung sei richtig.



«Will ein Blinder nur auf die Wohltat anderer angewiesen sein? Ich nicht.»